



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 28. März 2021, 08.40 Uhr

„Guter Mond, du gehst so stille...“  
Der Himmelskörper in Kultur und Religion  
Von Stephan Lüttich

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

In diesem Jahr fällt der erste Frühlingsvollmond auf den heutigen 28. März. Dieses Datum hat nicht nur eine kalendarische, sondern auch eine eminent theologische Bedeutung. Denn seit Anfang des vierten Jahrhunderts ist für die ganze Christenheit festgelegt: Ostern wird jedes Jahr an dem Sonntag gefeiert, der auf den ersten Frühlingsvollmond folgt. Vorangegangen waren lange und heftige innerkirchliche Streitigkeiten über den richtigen Ostertermin. Hintergrund dieser Auseinandersetzungen waren zwei unterschiedliche Traditionen. Viele Christen in Palästina und Kleinasien feierten in enger Anlehnung an das Judentum Ostern am 14. Tag des Monats Nisan im jüdischen Mondkalender – dem Rüsttag des Paschafestes. Ausgehend vom lateinischen Wort „quarta decima“ für „vierzehn“ wurden diese Gruppen als „Quartadezimaner“ bezeichnet. Das Osterfest fiel bei ihnen – ähnlich wie bis heute das Weihnachtsfest – jedes Jahr auf einen anderen Wochentag. Eine parallele Überlieferung orientierte sich dagegen an der schon sehr früh entstandenen Gewohnheit, den ersten Tag jeder Woche als regelmäßigen Herrentag und Erinnerung an die Auferstehung Jesu zu begehen. Nach dieser auch in Rom geübten Tradition konnte Ostern nur an einem Sonntag und damit an einem jährlich wechselnden Termin gefeiert werden.

Der römische Brauch konnte sich letztlich durchsetzen. Das Konzil von Nizäa legte 325 den Ostertermin verbindlich auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond fest. Mit der Entscheidung war zwar vorgeschrieben, wann Ostern gefeiert werden sollte. Die mit dieser Festlegung verbundenen praktischen Fragen, vor allem die nach dem tatsächlichen Zeitpunkt des ersten Frühlingsvollmonds, waren damit aber nicht beantwortet. Denn dieser Termin hängt zum Beispiel auch von dem geographischen Standort des Betrachters ab. Mit diesem Problem beschäftigten sich die Astronomen und Mathematiker der folgenden Jahrhunderte. Der „computus paschalis“, die Kunst der Osterfestberechnung war lange Zeit eine der vornehmsten Disziplinen der Mathematik. Erst im Jahr 1800 veröffentlichte der spätere Göttinger Professor Carl Friedrich Gauß in der „Monatlichen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde“ einen Algorithmus:

*Die Absicht dieses Aufsatzes ist nicht, das gewöhnliche Verfahren zur Bestimmung des Osterfestes zu erörtern, das man in jeder Anweisung zur mathematischen Chronologie findet, und das auch an sich leicht genug ist: [...] sondern von dieser Aufgabe eine von Hilfsbegriffen unabhängige und bloß auf den einfachsten Rechnungsoperationen beruhende rein analytische Auflösung zu geben.*

Als „Gaußsche Osterformel“ ist diese Berechnung mit wenigen Ergänzungen bis heute anwendbar. Dennoch gibt es weiterhin das zuletzt 2019 aufgetretene „Osterparadoxon“, wenn die von festen kalendarischen Voraussetzungen ausgehenden Formel nicht mit der astronomisch exakten Bestimmung des Frühlingsbeginns als Tagundnachtgleiche korrespondiert.

Die religiöse Bedeutung des Erdtrabanten erschöpft sich aber nicht in diesen vielleicht etwas abgehoben erscheinenden Problemen. Schon in den archaischen Religionen kommt ihm auch eine besondere spirituelle Relevanz zu. Sie hat mit seiner

Erscheinung als kosmisches Phänomen zu tun: Aus der absoluten Dunkelheit des Neumonds wächst seine Sichel langsam heran, bis der Vollmond in makelloser Kreisform erscheint. Dann nimmt er bis zum scheinbar vollständigen Verschwinden wieder ab. Dieser Rhythmus von Entstehen und Vergehen wiederholt sich in unendlicher Folge.

Für Menschen, die in engem Kontakt mit der Natur leben, stellt das zyklische Zu- und Abnehmen des Mondes Verbindungen zu elementaren Wirklichkeiten des Lebens her. Neben den durch Auf- und Untergehen der Sonne gegliederten Wechsel von Tag und Nacht tritt die Strukturierung des Jahres nach den Phasen des Mondes. So entstehen Kalender, die sich in vielen Kulturen bis heute an den Rhythmen des Mondes orientieren. Und dies gilt ja auch für den christlichen Festkalender mit seiner Koppelung von Frühjahrsvollmond und Ostertermin. Nicht umsonst hängt im Deutschen, den anderen germanischen und manchen slawischen Sprachen das Wort „Monat“ sehr eng mit dem Wort „Mond“ zusammen oder ist sogar mit ihm identisch.

Auch die Perioden der Vegetation, das Gelingen der Ernte und damit auch die Gabe des Regens und der Feuchtigkeit überhaupt werden im Zusammenhang mit den Mondphasen erlebt. Der Volksmund kennt bis heute Sprüche und Ratschläge, die den günstigsten Zeitpunkt der Aussaat oder des Beschneidens von Pflanzen in Abhängigkeit vom zu- oder abnehmenden Mond bestimmen.

Ähnliches gilt für den weiblichen Zyklus. Viele Mythen bringen die weibliche Fruchtbarkeit mit Mondsymbolen in Verbindung. Besonders wichtig ist dabei die Symbolik der Stierhörner, die an zwei Mondsicheln erinnern. In vielen Kulturen werden Fruchtbarkeitsrituale, aber auch Initiationsriten, die den Übergang vom Kind- zum Erwachsenen sein und damit die Geschlechtsreife markieren, im Zusammenhang bestimmter Mondphasen begangen.

Weil der Mond als Begleiter des Übergangs verstanden wird, steht er auch mit dem Tod in Beziehung. Wie er zum Neumond oder gar bei einer Mondfinsternis stirbt, so müssen die Menschen sterben. Wie er nach einigen Tagen wiederersteht und an Kraft gewinnt, so können die Menschen auf ein Weiterleben im Totenreich hoffen.

Der Religionswissenschaftler Mircea Eliade fasst die religiöse Bedeutung des Mondes in seinem Standardwerk „Die Religionen und das Heilige“ so zusammen:

*Der Mond, könnte man sagen, offenbart den Menschen das Menschsein, denn in einem gewissen Sinne „erblickt“ der Mensch im Leben des Mondes sich selbst. Lunarische Symbolik und Mythologie ist daher pathetisch und zugleich ‚tröstend‘, denn der Mond regiert zugleich Tod und Fruchtbarkeit, Drama und Initiation. Die Modalität des Mondes ist der Wandel, sind die Rhythmen – aber nicht weniger die zyklische Wiederkehr; ein Geschick, das zugleich verwundet und tröstet, denn das Leben, das sich so schnell auflöst, wird auch wiederhergestellt – durch die „ewige Wiederkehr“, die der Mond regiert.*

Weil er so grundsätzlich mit dem Leben und Sterben des Menschen verknüpft scheint, wurde der Erdtrabant nach Ansicht vieler Experten in den sehr frühen Religionen nie explizit als Gottheit verehrt, sondern eher als Manifestation einer verborgenen göttlichen Grunddimension des Daseins angesehen.

In den altorientalischen Kulturen, die die religiöse Umwelt des biblischen Volkes Israels prägten, war das anders. In Mesopotamien gab es die Mondgötter Nanna und Sin, im Bereich des heutigen Syrien den Mondgott Jarichu und die Göttin Nikkal. Sie standen wie in den archaischen Kulturen in Verbindung zu Fruchtbarkeit, Tod und Totenreich. Daneben spielten sie aber auch als Orakel- und Schicksalsgottheiten eine wichtige Rolle.

Spuren der Verehrung von Mondgottheiten finden sich auch in vielen Schriften der Hebräischen Bibel. So weist eine drastische Vorschrift der Tora darauf hin, dass die Anbetung von Gestirnsgottheiten in Israel auch dann noch populär war, als sich die Verehrung des einen Gottes eigentlich schon durchgesetzt hatte:

*Wenn bei dir [...] jemand gefunden wird, [...] der [...] hingehet und dient andern Göttern und betet sie an, es sei Sonne oder Mond oder das ganze Heer des Himmels, [...] so sollst du gründlich danach forschen. Und wenn du findest, dass es gewiss wahr ist, dass solch ein Gräuel in Israel geschehen ist, so sollst du den Mann oder die Frau, die eine solche Übeltat begangen haben, hinausführen zu deinem Tor und sollst sie zu Tode steinigen.*

Neben dieser schroffen Abgrenzung von anderen Kulturen haben Elemente der Mondverehrung aber auch positiv Eingang in die religiöse Praxis Israels gefunden. Da ist zum einen die besondere Bedeutung des Neumondtages, dem in einigen Schichten der alttestamentlichen Überlieferung eine ähnliche Bedeutung zukommt wie dem Sabbat. Zum anderen lassen sich auch unmittelbar im Gottesbild Israels Aspekte zeigen, die sonst Mondgottheiten zugeschrieben wurden. Beispielhaft ist hier eine Vision des Propheten Sacharja:

*Ich sehe, und siehe, da steht ein Leuchter, ganz aus Gold, mit einer Schale oben darauf, auf der sieben Lampen sind und sieben Schnauzen an jeder Lampe, und zwei Ölbäume dabei, einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Und ich hob an und sprach zu dem Engel, der mit mir redete: Mein Herr, was ist das? [...] Und er sprach: Es sind die zwei Gesalbten, die vor dem Herrscher aller Lande stehen.*

Sowohl die symbolische Identifikation mit einem Leuchter als auch die Flankierung durch zwei Bäume sind Charakteristika der altorientalischen Mondgötter, die hier auf den Gott Israels übertragen werden.

Mondgottheiten gab es auch in der klassischen Antike. In der griechischen Mythologie erscheint Selene als Göttin des Mondes. Im lateinischen Kulturkreis trägt sie den Namen Luna. Beide werden oft halb verschleiert, mit einer Mondsichel auf der Stirn und einer Fackel in der Hand dargestellt. Als Tochter des Titanenpaares Hyperion und

Theia spielten sie aber nur eine untergeordnete Rolle. Auch wenn Luna mit einem eigenen Tempel auf dem Hügel Aventin als Schutzgöttin des römischen Circus maximus und der dort stattfindenden Wagenrennen galt, sind kaum Rituale überliefert, die mit den Mondgöttinnen in Verbindung stehen.

Ungleich wichtiger war, vor allem in der Spätantike, der Kult der Sonne. In der klassischen griechischen und römischen Antike kam dem Sonnengott Helios oder Sol noch keine besondere Bedeutung zu. Innerhalb des gigantischen römischen Reiches begann aber ab dem ersten Jahrhundert nach Christus ein Prozess der Vermischung der religiösen Traditionen des Mittelmeerraums. In diesem Zusammenhang flossen so unterschiedliche Strömungen wie die Sonnenfrömmigkeit der altägyptischen Jenseitsreligion oder der Kult des als Personifikation der Sonne angebeteten Soldatengottes Mithras zusammen. Hinzu kam die komplexe Sonnenmystik und -esoterik spätantiker Philosophien. Auf diese Weise entwickelte sich ab der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus mit der Verehrung des „Sol invictus“, des unbesiegbaren Sonnengottes eine quasi-monotheistische Religion. Kaiser Aurelian machte den Kult des Sol invictus in den Siebzigerjahren des dritten Jahrhunderts zur Staatsreligion.

In dieser Verehrung des einen Sonnengottes verbanden sich zwei zu jener Zeit hochaktuelle Interessen. Das politische Ziel des Kaisers war es, das unter seiner Herrschaft wieder zusammengeführte Reich auch religiös zu einen. Die zeitgenössischen philosophischen Strömungen, vor allem der Neuplatonismus, sahen den Polytheismus der klassischen Antike als überholt an und begrüßten die Vorstellung eines höchsten Wesens, das wie die Sonne alles mit seiner Kraft durchdringt.

Das erstarkende Christentum tritt in diese Erzähl- und Glaubensstruktur ein, nimmt gezielt Elemente der religiösen Umwelt auf und prägt sie vor dem Hintergrund seiner eigenen Glaubensvorstellungen ganz neu. Dies gilt auch für die spätantike Vorstellung eines höchsten Sonnengottes. Er wird in der bildlichen Darstellung wie auch der theologischen Reflexion in enge Verbindung mit Christus gebracht. Nicht umsonst feiern die Christen bis heute das Weihnachtsfest an dem Tag, den der römische Kalender der späten Kaiserzeit als Tag der Wintersonnenwende und Geburtsfest des Sol invictus vermerkten.

Anders als in der römischen Reichsreligion, die Luna bestenfalls als nachrangige Begleiterin des Sonnengottes kennt, bekommt die Mondsymblik für die Christen eine hervorgehobene Bedeutung. Hintergrund ist das kosmische Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Sonne, die aus sich selbst heraus Wärme und Licht verbreitet, und dem Mond, der sein Licht allein von der Sonne empfängt, es gleichzeitig aber auch an die Erde weitergibt.

Die christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte sehen darin ein Bild für das Verhältnis von Mensch und Gott. Dabei spielt vor allem Maria eine Rolle. Sie wird als vorbildliche Verwirklichung des Menschseins gesehen: eine Frau, die ganz empfänglich wird für das Licht Gottes und dieses Licht dann weitergibt an die Menschen. Verstärkt

wird dieser symbolische Zusammenhang auch durch die Auslegung einer dunklen Stelle im Buch der Offenbarung des Johannes:

*Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und sie war schwanger und schrie in Kindsnöten und hatte große Qual bei der Geburt. [...] Und sie gebar einen Sohn, einen Knaben, der alle Völker weiden sollte mit eisernem Stabe. Und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Thron.*

Später wird das Mondsymbold auch im Hinblick auf die Kirche gedeutet, die – vor allem in der Taufe – das Licht Gottes in die Welt hinausstrahlt. Dabei spielt auch die archaische Verknüpfung des Mondes und seiner Göttin Selene mit Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit eine Rolle. Der altkirchliche Theologe Methodius von Olympus beschreibt diese Zusammenhänge gegen Ende des dritten Jahrhunderts so:

*Die Kirche steht auf dem Mond. Mit Selene, so meine ich, will die Schrift bildlich den Glauben der in Kraft des Taufbades Gereinigten bezeichnen. Denn das Licht der Selene hat eher Verwandtschaft mit lauwarmen Wasser, und von Selene hängt alles ab, was von feuchter Substanz ist. Es steht also die Kirche – und Selene ist darin ihr andeutendes Vorbild – auf unserem Glauben und unserer Kindschaft. [...] Aus diesem Grunde ist sie eine wahre Mutter.*

Dieser schnelle Durchgang durch die Jahrhunderte hat die vielfältigen kultur- und religionsgeschichtlichen Bezüge des Mondes gezeigt. Der Halbmond, der heute vielfach als ein zentrales Symbol des Islam wahrgenommen wird, hat übrigens keinen eigentlich religiösen Hintergrund. Er stammt aus der türkisch-osmanischen Militärtradition und verbreitet sich erst ab dem frühen 19. Jahrhundert.

Seine Kraft als Natursymbol und sein damit verbundenes starkes religionsgeschichtliches Gewicht mag auch der Grund dafür sein, dass Künstlerinnen und Künstler in der Betrachtung des Mondes immer wieder Anregungen für ihr Schaffen gefunden haben. Von Matthias Claudius bis Ulla Hahn, von Caspar David Friedrich bis Paula Modersohn-Becker hat sein mildes Licht Dichter, Maler und Komponisten inspiriert. Dabei entsteht eine Mondlyrik im engeren Sinne – wenigstens im deutschen Sprachraum – erst im 18. Jahrhundert. Mit der Epoche der Empfindsamkeit, vollends dann aber in der Romantik wird der Mond zur Projektionsfläche menschlicher Gefühle – positiver wie negativer. Der Literaturwissenschaftler Dietrich Bode fasst zusammen:

*Diese Mondnacht der Romantik steht nun der Wirklichkeit des Tages konträr entgegen, sie ist „Zaubernacht“, „wundervolle Märchenwelt“, geheimnisvoll, fremd und vertraut zu gleich. Neben dem traditionellen Gesang der Nachtigall bringt sie auch schon Verwirrtheit über das menschliche Sensorium und eine Ahnung von „verborgenem Schrecken“. Und es stellt sich in Ansätzen bereits eine Dämonisierung der Gestirne ein: der Mond kann als bald rot und grün erscheinen oder fremd und giftig werden.*

Als dritte Blütezeit der Mondlyrik kann schließlich der Expressionismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten. Der Erdtrabant wird hier Teil apokalyptischer Szenarien wie in diesem Ausschnitt aus einem Gedicht von Alfred Lichtenstein:

*[...]  
Gefangne Fliegen sind die Gaslaternen.  
Und jede flackert, daß sie noch entrinne.  
Doch seitlich lauert glimmend hoch in Fernen  
Der giftge Mond, die fette Nebelspinne.*

*Wir aber, die, verrucht, zum Tode taugen,  
Zerschreiten knirschend diese wüste Pracht.  
Und stechen stumm die weißen Elendsaugen  
Wie Spieße in die aufgeschwollne Nacht.*

Auch später haben weder seine immer präzisere astronomische Erforschung und Kartierung noch seine „Eroberung“ durch die Apollo-Mission 1969 dem Mond etwas von seiner Anziehungskraft und Wirkung genommen. Welche Bedeutung hat diese bleibende Faszination für Menschen, die im 21. Jahrhundert ihr Leben gestalten wollen?

Ein erster Impuls könnte sich auf das Verhältnis von Mensch und Natur beziehen. Das Wissen um die wertvolle kulturelle und religiöse Überlieferung vergangener Zeiten muss nicht zum Rückzug in die geschützten Innenräume von Bibliotheken oder Kathedralen führen. Im Gegenteil. Das Christentum hat seit seinen Anfängen einen engen Bezug zu den Dingen der Natur erhalten. Die Taufe wird durch Übergießen mit Wasser gespendet, Abendmahl oder Eucharistie mit Brot und Wein gefeiert und nicht zuletzt wird der Ostertermin in Abhängigkeit vom Naturphänomen des ersten Frühlingsvollmonds festgelegt.

Ein zweiter Impuls könnte die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Kreativität in den Blick nehmen. Der religiöse und kulturelle Umgang mit dem Mond hat einen unendlich reichen Schatz an Metaphern und Traditionen, an Symbolen und Ritualen hervorgebracht. Dennoch entzieht sich der Mond jeder endgültigen Festlegung, jedem letzten Zugriff und verweist so auf eine Begrenzung des menschlichen Schaffens, das erst jenseits der wahrnehmbaren und vom Menschen gestaltbaren Wirklichkeit seine Vollendung finden wird.

Jorge Luis Borges hat diese Überzeugung in seinem Gedicht „La luna – Der Mond“ meisterhaft formuliert. Mit allerhöchster poetischer Kunst bekennt er hier die Endlichkeit aller Poesie. Nachdem das lyrische Ich achtzehn Strophen lang die mythologischen und metaphorischen Bezüge des Mondes zu ergründen versucht hat, erliegt es doch wieder der Faszination des einfachen Naturphänomens, dem „himmlischen Mond eines jeden Tages“:

*Ich weiß, daß unter allen Wörtern eins ist,  
seiner zu gedenken, ihn darzustellen.  
Ich glaube, das Geheimnis ist, es nur  
mit Demut zu verwenden. Das Wort Mond.*

*Ich wage nicht mehr, durch ein eitles Bild  
seine reine Erscheinung zu beflecken;  
ich sehe ihn unergründlich und alltäglich  
und weit jenseits meiner Literatur.*

\* \* \*

Zum Autor:

Stephan Lüttich, promovierter Theologe; Leiter der Abteilung „Förderungen/Klöster und Stifte der  
Klosterkammer Hannover